

(Nachdruck verboten.)

70)

Das tägliche Brot.

Roman von C. Viebig.

„Traurig —?“ sagte das hübsche, rosige Dienstmädchen mit dem blendenden Schürzenlatz und stieß mit ihrem Korb eine andere Magd in die Seite. „Was, Fräulein, wenn wir krank werden, das ist noch viel trauriger. Nach uns kräht kein Hahn. Wir können tot und begraben sein, eh die zu Hause was von zu wissen kriegen. Auf meiner vorigen Stelle kriegt ich den Gelenkreizmiasmus —“

„Auweh,“ unterbrach jemand, „da haben Sie wohl in'n Badezimmer geschlafen?“

„Erst hab ich mich geschleppt, nichts gesagt — man will doch nicht so kränklich sein — denn, als ich nicht mehr konnte, wollten sie mich im Krankenhaus schaffen —“

„Ja wohl, Krankenhaus, allens voll, was?“

„Acht Tage mußt ich erst bei der Herrschaft liegen — sie waren sehr aufmerksam, das muß man sagen — aber die Frau hatte nur selber alle Hände voll zu tun. 's war auch kein Ofen im Zimmer, im Winter, um ich so steif, ich konnt mich nicht rühren, sie mußten mich füttern.“

„Das 's noch gar nicht,“ schrie eine andere drein, „wie ich bei Wilows war, kriegt ich's Nervenfieber; gleich die erste Nacht wollt ich aus'n Fenster springen. Festbinden mußten sie mir!“

„Um mir haben sie mal vier Stunden in der Stadt rumfahren müssen mit'n zerbrochenen Bein, eh daß sie mir in einen Krankenhaus los jehorden find!“

„Was Sie nicht sagen?“ —

„Schändlich!“ —

„Ne, so was!“

Die kleine rosige Magd wurde immer wieder unterbrochen, jede wollte von eigenem Leid berichten. Endlich konnte sie sagen: „Um wie ich denn im Krankenhaus kam, mußt ich noch fünf Wochen liegen auf einem Fleck. Um denn — in Stellung konnt ich doch nicht wieder gehn — denn fuhr ich nach Hause. Meine Mutter ist Witfrau — um noch sieben kleinere Geschwister — die Freude war nicht groß! O je, die Reise vergeht ich mein Lebtag nicht! Nicht sitzen können, nicht stehen; nicht wissen, wie ich aushalten soll. Um denn noch 'ne Stunde mit der rumpligen Karre von der Bahn nach'm Dorf fahren, durch Regen um Schnee.“

„Sind Sie denn nun wieder ganz gesund?“ fragte eine Frau.

„Ja. Bloß 'n kleinen Herzfehler hab ich behalten!“

Das junge Ding lachte vergnügt und sah dann erschrocken nach der Reschke hin, ob die auch das Lachen nicht übel genommen.

Aber diese war viel zu sehr bei der Sache; aufmerksam hörte sie zu. Verschiedene ähnliche und unähnliche Fälle wurden aufgetischt; die Unterhaltung kam in vollen Gang. —

Vater Reschke und Mine und Berta waren allein in der Stube zurückgeblieben. Sie standen alle drei am Bett. Der Alte noch immer in seiner vorigen Haltung, den Rücken gekrümmt, die Hände ineinander geschlungen. Aber sein verlegen umherirrender Blick war stetig geworden, starr ruhte er auf den stillen Zügen seines Kindes. Keine Muskel rührte sich in seinem faltigen Gesicht, dabei schütteten ihm die Tränen aus den Augen. Er schien sie gar nicht zu bemerken, er ließ sie rinnen.

„Vater, Du weinst. Der ja blind!“ Mine faßte seine Hand; jetzt mußte sie auch weinen. „Vater, laß ihr, es ist so am besten vor ihr!“

„Ja, für Jreten ist es wohl so am besten,“ sagte der Alte mit einer seltsamen Betonung, „aber für —“

Er sprach nicht aus, und Mine wußte nicht, an wen er dachte.

Berta stand dabei, ohne sich zu rühren. Ihre Blicke bohrten sich förmlich in das wächserne Gesicht. Ihre Wimpern zuckten nicht, keine Träne feuchtete ihr Auge. Sie war wie gebannt.

Also das war der Tod —? Sie hatte noch keinen Toten gesehen, nur ein paarmal, früher bei der Mutter, kleine tote Kinder; aber die gleichen Puppen.

Hier der erste tote Mensch.

Sie atmete tief auf — das war doch gar nicht schlimm! Es ließ ihr keine Ruhe, sie mußte den Zipsel heben und die Gestalt betrachten, die da unter dem Leintuch starr gestreckt lag. Und ihre Finger mußten über die regungslose Brust fahren, und dann über die Hände, die Arme, den Hals, die Wangen. Alles eiskalt. Aber sie empfand keine Furcht. Sie strich der Toten die Haare aus der Stirn. —

Als Berta sich nach einer halben Stunde durch den Laden drückte, fand sie nur noch wenige Teilnehmende vor, die meisten waren wieder ihren Geschäften nachgegangen.

Auch Frau Reschke stand hinterm Ladentisch; ihre Rechte hielt einer Käuferin ein Bund Zwiebeln hin, ihre Linke wischte die noch immer stehenden Tränen.

Schon kam ein junges Mädchen aus der Nachbarschaft und brachte für die tote Jungfrau den Myrtenkranz.

32.

Weit draußen hinter den letzten Stragen, auf Grete's Grab, blühte der Geraniumstod, den Mine hingetragen, in rotleuchtender üppigster Fülle. Die Rasenstücke, die Ellis Kinderhände, in Spielerei, auf das schmale Grab gelegt, waren angewachsen und grüntes lustig. Der Wind hatte allerlei Samen herzugetragen; Unkraut und Gänseblümchen schossen im Rasen auf, und schwankte Halme wiegten sich im Wind.

Reschkes hatten nie ein besseres Kind gehabt.

Alle Sonntag nachmittag ging Frau Reschke im wehenden Kreppschleier, mit der grünen Gießkanne am Arm, und begoß das Grab.

Ellis, die mit der Mutter kam, spielte derweilen zwischen den Gräbern; nie ging sie fort, ohne sich mit irgend einer geräuberten Rose geschmückt zu haben.

Der Alte spazierte nicht mit auf den Kirchhof; er sah, wie immer, zu Hause und rauchte und trank eine Weiße. Aber sein Gesicht war ganz verschrumpelt.

Artur hatte sich einen breiten Kreppstreifen um Gut und Paletotärmel heften lassen, er hielt auf den nötigen „Plü“; das hatte er von seiner Mutter.

Er war noch immer in der Druckerei und sah sich so weit auch ganz wohl dort zu fühlen. Freilich, im Lohn aufgerückt war er noch nicht; er hatte noch immer nichts anderes zu tun, als Farbwalzen zu waschen, Maschinen zu ölen und zu reinigen, Formen einzusetzen und auszuheben. Aber er hatte Kameraden gefunden, denen er mit seiner „Bildung“ imponierte. Er führte das große Wort und gab sein Urteil über alles mögliche mit einer Sicherheit ab, die andere zwang, ihm unbedingt beizustimmen.

Nur mit den Seßern hatte er ewig „Krach“. Das war ein eingebildetes, hochnässiges Paß. Die hatten den „Seßergößenwahn“, wie Artur sagte. Die meinten wohl gar, wenn sie mit den Buchstaben herumtippelten, sie hätten die Bücher selber geschrieben. Davon verstand er doch mindestens ebensoviel, wohl noch ein bißchen mehr; hatte er doch seine ganze Jugend zwischen Büchern verbracht. Von den Brüdern lasse er sich noch lange nicht einschüchtern! Und so hörte man im großen Arbeitsaal, trotz des Stampfens der Maschine und des Surrens der Treibriemen, seine helle Stimme; mochten die Seßer sich unwillig umsehen: „Pst, Ruhe!“ Was brauchten die sich so aufzuspielen! Die hatten zu ihrer mechanischen Arbeit noch längst Ruhe genug.

Besonders zwischen Artur und einem Seßer, einem blaffen, nervösen Menschen mit gereizter Stimme, bestand ewige Fehde. War dieser auf einen Dienst des Hilfsarbeiters angewiesen, konnte er sicher sein lange warten zu müssen; nie streifte Artur an seinem Pult vorüber, ohne besonders hart aufzutreten oder wohl gar einen Gegenstand, den er trug, zur Erde fallen zu lassen. Schredte dann der nervöse Mann zusammen, so lachten die anderen.

Der Faktor hatte Artur schon ein- oder zweimal angelassen; er machte sich nichts daraus. Im Gegenteil, die Kameraden tranken ihm nachher zu in der Kneipe; dann schlug er lachend auf den Tisch, rief nach dem Wirt und bestellte eine Runde Bier.

Ein flotter Mensch! Mutter Reschke hatte schon Ursache zu ihrem heimlichen Stolz auf ihn. Wenn er sie besuchte

hatte — allzuoft kam er nicht — stand sie noch lange in der Kellertür und schaute ihm nach. Mit seinem weichen, breit-krempigen Gut und den lockigen Haaren hatte er was von einem Rünfeler. Die hübschesten Mädchen warfen ihm Blicke zu; da kam mehr als eine in den Keller, die sich nach dem „schönen Artur“ erkundigte. Schade, daß der nicht mehr zu haben war! Und Mutter Reschke seufzte: „Ja, Schadel Der hat sich zu sehr verpflempert!“

Wenn Artur nach Hause kam, fand er seine Frau nicht im geringsten anziehend — so plump von Figur, nicht ein bißchen Taille. Er sah sie lieber gar nicht an, wenn er gut gelaunt war, nannte er sie „Ole“; genau wie Bartuschewski die seine.

Aber auch dieses Rosenwort fiel in letzter Zeit immer weniger. Von Tag zu Tag kam er verstimmt heim.

Frage Mine ihn, ob ihm etwas fehle, so knurrte er Unverständliches; und so fragte sie ihn zuletzt nicht mehr. Aber ihr Herz war schwer.

Heute war es schon spät in der Nacht, Mine saß und flüchte; Fridchen schlief im Körbchen, aber das war der schon zu kurz, die mußte sich krumm legen. Mit einem tiefen Seufzer ließ Mine die Arbeit aus der Hand sinken — wie lange noch, und ein Bettstättchen mußte für das Kind beschafft werden. Das Körbchen würde man ja ohnehin anderweitig brauchen!

Schwerenmütig stützte das Weib den Kopf in die Hand und blickte starr vor sich hin.

Durch das halbhoffene Fenster floss die Luft schon mit herbftlicher Kühle; ein breiter Streifen glänzenden Mond-silbers überstrahlte siegreich den erbärmlichen Schein des Rämpchens.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Hader zweier Mirgoroder Größen.

6)

Von Nikolaus Gogol.

Aber Iwan Nikiforowitsch, voller Angst darüber, daß er sich so weit von Hause entfernt hatte und der gefährlichen Kontumaz an der Gerichtstür gedenkend, war es schon gelungen, sich durch die Tür zu drängen.

„Bitte sich nicht zu beunruhigen . . . danke sehr,“ sagte er im Abgehen und schloß die Tür hinter sich, den gesamten Gerichtshof in großer Verwunderung zurücklassend.

Da war nichts zu machen. Beide Klageschriften waren angenommen und die Sache begann eine sehr ernsthafte Wendung zu nehmen, als ihr ein unvorhergesehener Umstand ein noch größeres Gewicht verlieh. Nachdem der Richter in Begleitung des Unter-richters und Sekretärs das Gericht verlassen und die Kanzlisten die von den Parteien gebrachten Güter, Eier, Laibe Brot und allerlei Badwerk mit und ohne Füllung, wie sonstige Kleinigkeiten in einen Sad gepackt, rannte eine schwarzbraune Sau gerade in die Gerichtsstube und erwißte zum Erschaunen aller Anwesenden nicht ein Stück Kuchen oder eine Brotkruste, sondern die Bittschrift des Iwan Nikiforowitsch, die am Ende des Tisches lag und aus Allen-ständen hervorragte. Mit diesem Papler im Rüssel lief nun die schwarzbraune so rasch davon, daß keiner der Kanzleibeamten sie einholen konnte, trotzdem man ihr Lineale und Tintenfassernachschleuderte.

Dieses außerordentliche Ereignis brachte eine schreckliche Verwirrung hervor; um so mehr, als keine Abschrift der Klageschrift vorhanden war. Der Richter, das heißt sein Sekretär und der Unterrichter, verhandelten lange über dieses unerhörte Ereignis. Endlich wurde der Beschluß gefaßt, in dieser Angelegenheit, die mehr in das Reich der Stadtpolizei gehörte, eine Note an den Polizeimeister zu richten. Diese Note — mit der Nummer 389 versehen — wurde an demselben Tage befördert und darauf erfolgte eine sehr interessante Erklärung, welche dem Leser in dem folgenden Kapitel mitgeteilt wird.

Fünftes Kapitel,

in welchem das Uebereinkommen zweier in Mirgorod achtbaren Persönlichkeiten mitgeteilt wird.

Raum war Iwan Iwanowitsch in seine Behausung zurückgekehrt, kaum hatte er sich seiner Gewohnheit gemäß unter dem Wetterdach zum Ausruhen hingelegt, als er zu seiner unfähigen Verwunderung etwas Röstliches am Pförtchen schimmern sah. Es war dies der rote Aufschlag an der Uniform des Polizeimeisters, dessen Gesicht ebenso wie sein Kragen in Purpur glühte, so daß die Haut laktiert erschien. Iwan Iwanowitsch dachte bei sich: „Nicht übel, daß Peter Fedorowitsch ein bißchen herüberkommt, um mit mir zu schwätzen.“ Nur wunderte er sich gar sehr, daß der Polizei-

meister ungemein rasch ging und mit den Armen in der Luft herum-suchteste, was bei ihm gewöhnlich nicht der Fall war. Auf der Uniform des Polizeimeisters befanden sich acht Knöpfe, der neunte hatte sich vor zwei Jahren während der Prozession bei Einweihung einer Kirche abgerissen. Die Besenmäher hatten ihn bis zur Stunde nicht auffinden können, obgleich der Polizeimeister bei den täglichen Rapporten der Viertelrevisoren immer fragte: „Hat man den Knopf gefunden?“ Die acht Knöpfe standen in derselben Reihenfolge, wie die Weiber Bohnen setzen, einer rechts, der andere links. Der linke Fuß war im letzten Feldzuge, an dem er noch teilgenommen, angeschossen worden und darum setzte er ihn hinkend so stark seitwärts, daß er dadurch fast die Arbeit des rechten Fußes aufhob. Je rascher er also sein Fußwerk vorwärts zu bringen suchte, um so langsamer kam er vorwärts, und darum hatte Iwan Iwanowitsch, bis der Polizeimeister zum Balkon gelangte, hinreichend Zeit, sich in Aufmachungen zu ergehen, warum derselbe so sehr die Arme in Schwingungen versetzte. Es beschäftigte dies Iwan Iwanowitsch um so mehr, als der Polizeimeister sogar den neuen Degen umgeschminkt hatte, was auf eine Angelegenheit von ungewöhnlicher Wichtigkeit schließen ließ.

„Gott, Gott, Peter Fedorowitsch!“ rief Iwan Iwanowitsch, der, wie schon gesagt, sehr neugierig war und seine Ungeduld nicht verbergen konnte, als er den Polizeimeister die Treppe fast stürmen sah. Dieser blickte noch immer nicht auf und befand sich in fortwährendem Gader mit seinem Fußwerke, indem es ihm auf keine Weise gelingen wollte, die Treppe in einer Schwingung zu erklimmen.

„Ich wünsche meinem lieben Freunde und Wohltäter Iwan Iwanowitsch einen guten Morgen!“ erwiderte der Polizeimeister. „Ich bitte, Platz zu nehmen. Sie sind, wie ich sehe, müde, weil der verwundete Fuß beim Gehen hindert . . .“

„Mein Fuß!“ schrie der Polizeimeister, auf Iwan Iwanowitsch einen jener Blicke werfend, wie sie der Riese auf einen Pygmäen, der gelehrte Pedant auf einen Tanzmeister wirft; dabei streckte er den Fuß vor und stampfte mit demselben auf den Boden. Diese Tapferkeit kam ihm indessen teuer zu stehen, denn sein ganzer Körper verlor das Gleichgewicht und die Nase stieß ans Geländer. Der weise Wächter der öffentlichen Ordnung stand aber bald aufrecht und griff rasch in die Tasche, als wollte er nur seine Tabaksdose hervorholen. „Ich melde Ihnen, was mich betrifft, mein geehrter Freund und Wohltäter Iwan Iwanowitsch, daß ich zu meiner Zeit ganz andere Märsche gemacht habe, zum Beispiel im Feldzuge von Anno 1807. . . . Ich könnte Euch da erzählen, wie ich über einen Baun geklettert, um einer hübschen Schwäbin einen Besuch zu machen.“ Dabei blinzelte der Polizeimeister mit einem Auge und ein verheult spitzbübisches Lächeln umspielte seinen Mund.

„Wo waren Sie denn heute?“ fragte Iwan Iwanowitsch, der den Polizeimeister unterbrach, um eher die Ursache seines Besuchs zu erfahren. Er hätte sehr gern gefragt, was ihm der Polizeimeister mitzuteilen habe, aber der seine Weltton lehrte ihn die Geschäftlichkeit einer solchen Frage erkennen; Iwan Iwanowitsch mußte an sich halten und die Lösung des Rätsels abwarten, während ihm das Herz im Busen hämmerte.

„Erlauben Sie, ich erzähle es Ihnen. . . . Wo bin ich denn stehen geblieben?“ fragte sich der Polizeimeister. „Ja, erstens melde ich Ihnen, daß heute die Witterung vorzüglich ist . . .“

Bei den letzten Worten fühlte sich Iwan Iwanowitsch schon halbtoth.

„Doch Sie erlauben schon,“ fuhr der Polizeimeister fort. „Ich komme heute in einer sehr wichtigen Angelegenheit zu Ihnen.“ Hier nahm das Gesicht wie das ganze Aussehen des Polizeimeisters dieselbe tiefste Miene an, mit der er die Treppe stürmen wollte. Iwan Iwanowitsch lebte auf und zitterte wie im Fieber, zögerte aber nicht, nach seiner Weise zu fragen:

„Eine wichtige Angelegenheit? Und die wäre?“

„Es verhält sich also . . . Vor allem erlaube ich mich zu melden, geliebter Freund und Gönner Iwan Iwanowitsch . . . meinerseits — das bitte zu berücksichtigen — liegt nichts vor . . . aber Dienststräflichkeit erheischen . . . Ihr habt die Polizeiordnung verlegt! . . .“

„Was sagen Sie da, Peter Fedorowitsch! Ich verstehe kein Wort.“

„Aber ich bitte Sie, Iwan Iwanowitsch! Wie sollten Sie das nicht verstehen? Euer eigenes Tier hat ein höchst wichtiges Alfen-stück fortgeschleppt, und Sie sagen noch, Sie verstanden nichts!“

„Was für ein Tier?“

„Mit Erlaubnis, Ihre Ihnen eigentümlich gehörende schwarzbraune Sau.“

„Welche Schuld trage ich daran? Warum läßt der Gerichts-wächter die Tür offen?“

„Aber es ist ja Ihr eigenes Haustier, Iwan Iwanowitsch, also tragen Sie die Schuld.“

„Ich danke ergebenst, daß Sie mich einem Schweine gleichstellen.“

„Das habe ich durchaus nicht getan, Iwan Iwanowitsch! Bei Gott, nein! Urteilen Sie doch selbst mit reinem Gewissen. Es ist Ihnen ohne Zweifel bekannt, daß entsprechend den Regierungs-vorschriften den unreinen Tieren verboten ist, in der Stadt, um so mehr in den Hauptstraßen der Stadt herumzuspazieren. Ihr werdet doch zugeben, daß dies untersagt ist.“

„Weiß der liebe Himmel, was Ihr da alles redet. Eine wichtige Angelegenheit, daß eine Sau auf die Straße läuft!“
„Erlauben Sie, Ihnen zu melden, erlauben Sie, Ivan Iwanowitsch: das ist rein unmöglich! Was ist zu machen? Die Regierung befiehlt — wir müssen gehorchen. Ich streite nicht, es laufen in den Straßen und selbst auf dem Marktplatz Hühner und Gänse herum — merkt wohl, Hühner und Gänse: betreffs der Schweine und Böcke habe ich aber noch im vorigen Jahre eine Vorschrift erlassen, solche nicht öffentlich herumlaufen zu lassen, welche Vorschrift damals vor allem Volke bekannt gemacht wurde.“

„Nein, Peter Fedorowitsch, ich sehe an alledem nur, daß ihr alle bemüht seid, mich tief zu tranken.“

„Das können Sie durchaus nicht behaupten, daß ich Sie zu beleidigen trachte, geliebter Freund und Gönner. Erinnern Sie sich selbst: ich sagte im vorigen Jahre kein Sterbenswörtchen, als Sie das Dach um eine ganze Arschin höher als das vorgezeichnete Maß bauten. Ich machte im Gegenteil eine Miene, als ob ich es gar nicht bemerkte. Glauben Sie mir, wertester Freund, ich würde auch jetzt so sagen . . . aber meine Pflicht, mit einem Wort, die Pflicht und Schuldigkeit verlangen, auf Reinhaltung zu sehen. Urteilen Sie selbst, wenn plötzlich auf der Hauptstraße . . .“

„Ihre Hauptstraßen sehen sehr sauber aus! Jedes alte Weib wirft seinen Plunder darauf.“

„Erlauben Sie mir zu vermelden, Ivan Iwanowitsch, daß Sie der beleidigende Teil sind. Es ist wohl wahr, es ereignet sich manchmal, doch das geschieht größtenteils hinter den Häusern, Schuppen und Kammern; aber daß auf der Hauptstraße sich eine trachtige Sau herumtreibt, das ist eine Sache . . .“

„Was ist denn dabei, Peter Fedorowitsch! Auch meine Sau ist ein Geschöpf Gottes!“

„Zugegeben! Es ist der ganzen Welt bekannt, daß Sie ein grundgelehrter Mann, und in den Wissenschaften wie in sonstigen Gegenständen bewandert sind. Unleugbar, die Wissenschaften sind mir ganz fremd; erst in meinem dreißigsten Lebensjahr habe ich das Schnellschreiben zu lernen begonnen. Ich diene, wie Euch bekannt, von der Pile aus.“

„Gut!“ sagte Ivan Iwanowitsch.

„Ja,“ fuhr der Polizeimeister fort, „ich diene bei dem 42. Jägerregiment, in der vierten Rolle. Der Hauptmann Jermoloff war, mit Ihrer Erlaubnis, unser Kommandierender. — Bei diesen Worten steckte der Polizeimeister die Finger in die Zafasdose, die ihm Ivan Iwanowitsch offen hinhielt und begann den Tabak zu kneten.“

„Gut!“ erwiderte Ivan Iwanowitsch.

„Aber es ist meine Pflicht,“ fuhr der Polizeimeister fort, „den Forderungen der Regierung Gehorsam zu leisten. Wissen Sie es, Ivan Iwanowitsch, daß der Raub eines Altentüdes aus dem Gericht, wie jedes andere Verbrechen, dem Kriminalgerichte unterliegt?“

„Ich weiß es so gut, daß ich es, wenn Sie es wünschen, auch Sie zu lehren vermag. Das gilt von den Menschen, also wenn Sie z. B. ein Altentüd geraubt oder gestohlen hätten, aber eine Sau — ein Tier, ein Geschöpf Gottes.“

„Ja wohl, aber das Gesetz sagt: „Schuldig des Raubes“ . . . Ich bitte aufmerksam zuzuhören: Schuldig! Hier wird weder Geschlecht, noch Land, noch Stand bezeichnet, es kann demnach auch ein Tier die Schuld tragen. Mit Ihrer Erlaubnis, dieses Tier muß nun, bevor das Urteil gesprochen und das Strafausmaß bestimmt wird, der Polizei als Störer der öffentlichen Ordnung überantwortet werden.“

„Nein, Peter Fedorowitsch,“ erwiderte Ivan Iwanowitsch lakonisch, „das wird nicht geschehen.“

„Wie es Ihnen beliebt, aber ich muß mich an die Vorschriften der Regierung halten.“

„Was sprechen Sie mich also? Ihr wollt sicherlich wegen meiner Sau den einarmigen Soldaten schaden? Ich werde meiner Majestät den Auftrag geben ihm mit der Ofengabel den Weg zu zeigen; sie zerbricht ihm noch den zurückgebliebenen Arm.“

(Fortsetzung folgt.)

Vom Euphemismus.

Ein Wort kann, ohne irgend eine erkennbare Anspielung zu enthalten, eine unanständige Bedeutung haben oder allmählich bekommen, obwohl es doch, so gut wie jedes andere, aus an sich harmlosen Buchstaben besteht. Solche Worte verpönt die feinere Umgangs- und Schriftsprache. Sie umschreibt sie, ersetzt sie durch andere oder läßt sie einfach aus. Diese Tatsache des Euphemismus, der beschönigenden Umschreibung ist mehr eine psychologische als eine sprachliche Erscheinung, wie Hans Schulz in einer langen Untersuchung über „*Frühneuhochdeutsche Euphemismen*“ („Zeitschrift für deutsche Wortforschung“, X, 2, 3) mit Recht hervorhebt. Schulz beschränkt sich bei der Fülle des Materials im wesentlichen auf Schriftwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Vergleichsweise sind ja diese Jahrhunderte mit ihrem Reichtum an verschiedenartigsten Literatürzeugnissen der seit etwa Anno 1500 neubelebten deutschen Sprache reich an mancherlei Ausdrücken, die eine Vermeidung oder Beredelung vulgärer Wendungen bezwecken.

Die Gründe hierzu sind aber nicht nur moralischer oder ästhetischer Natur. Das beweist schon die Tatsache, daß unter den Bauern seit Urzeiten die Vermeidung mancher Bezeichnung mit ängstlicher Strenge geübt wurde. Natürlich sind bei dieser derbsten Menschenklasse moralische Bedenken hinsichtlich des Sprachgebrauchs ebenso ausgeschloffen wie ästhetische. Wenn der Bauer ein Wort umschreibt oder vermeidet, so tut er das aus Aberglauben! Im einzelnen vertuschen und verminnen sich oft die Gründe, die zur euphemistischen Veränderung der Sprache beigetragen haben.

Seit dem 17. Jahrhundert ist zur Unschädlmachung anstößiger Wörter der Gebrauch eines Striches oder mehrerer Punkte sehr beliebt. Noch heute liest man ja oft „verfl . . .“ statt „verflucht“. Sehr begreiflich, daß man bald in solchen Fällen ein „etc.“ setzte, um ein Schimpfwort oder einen „unanständigen“ Körperteil zu umschreiben. Daneben spielt aber auch für die Vermeidung des Ktoeterra der Aberglaube eine Rolle: Bei Grimmskäusen z. B. ist die Redensart zu finden: „zerreiß und hol mich der etc.“ (also der Teufel). Mehr und mehr entwickelte sich dieser Wortersatz zu einem selbständigen Schimpfwort, das im 17. Jahrhundert bereits als fälschliche Beleidigung galt, wie aus Prolegomenen hervorgeht, und im 18. Jahrhundert noch Grund zur Duellforderung war. Darum heißt es auch in der „Johstade“:

„Wer sich also in Zukunft würde vermessen
Und uns absurde Absichten heimessen,
Den erkläre ich hiemit und rund
Für einen et caetera und bösen Leumund.“

Weiblichen Personen gegenüber ersetzte das „Ktoeterra“ geradezu das „Gute“. Abraham a St. Clara sagt z. B.: „dieses Weib war gar eine saubere etceterra“. Und bei Gryphius, im „Horribilicribrifax“ heißt es: „Du Pulver Gure! — „Du Bleh-Schelme! — „Du Ecce!“ So sagt denn auch Lausbach, dessen „Leben und Schicksale“ jüngst neu herausgekommen sind: „Ktoeterra. So heißen die Huren bei den Leipziger Studenten.“ — Das war vor hundert Jahren. Heute hat sich dieser Gebrauch des Wortes ansehnend völlig verloren.

Es lag nahe, das, was man nicht nennen wollte, als unnenbar oder ungenannt zu bezeichnen. Den Ausdruck „ungenannt“ finden wir denn auch in den verschiedensten Bedeutungen. So heißt der vierte Finger, der als Unglücksfinger gefürchtet wird, „der Ungenannte“. Dagegen bedeutete „der ungenannte Mann“ den Schinder. Am verbreitetsten aber ist die Bezeichnung „ungenannter Gast“ für den Wolf. In sehr alten Zeiten bezog sich der Ausdruck wohl auch auf den Varen und den Fuchs. Nachdem aber der eine ausgerottet und der andere seltener geworden war und weniger gefürchtet wurde, schränkte sich die abergläubische Umschreibung auf den Wolf ein. Es heißt geradezu sprichwörtlich: „dessen Name so angenehm wie des Wolfes, bei denen Bauern in zwölfsten“. (D. h. in den zwölf Nächten von Weisnachten bis Dreikönigs-Abend, wo die strenge Kälte den Wolf besonders lästig machte.) Wie gefürchtet (und also verbreitet) der Wolf in Deutschland noch bis in die Neuzeit gewesen ist, dafür bietet uns auch die große Zahl ähnlicher Umschreibungen seines Namens einen Beweis. Untier, Unflut, Ungeziefer wird er genannt, wobei die beleidigende Bedeutung der Worte im Gegensatz steht zu sonstigen Schmeichelnamen wie „Granhens“ und besonders „Vadder-mann“ oder zu dem unterfänglichen „Fölzling“ (da der Wolf im Holz, also im Wald lebt). Beliebt und oft variiert ist der Schwank: „Wie sich's denn einmal begeben, daß ein Schäfer zu seinem Pfarr gelommen, ein Kind taufen zu lassen, weil aber der Pfarr mit Namen Wolf geheßen hat, hat der Schäfer seinen Auftrag auf folgende Manier verrichtet: „Guten Tag, Herr Ungeziefer! verzeiht mir, daß ich Euch jetzt in zwölf Nächten so heiße, denn ich darf den Teufel jetzt nicht recht nennen, wenn ich nicht in Sorgen stehen will, daß das Rabenaaß mir unter die Schaafe geräth.“ — Der Schäfer befehlte also den Wolf mit den ärgsten Schimpfnamen, vermeidet nur das Wort „Wolf“ und beweist dadurch, daß seine abergläubische Angst ganz sinnlos konventionell ist.

Wie man das Unnenbare als „ungenannt“ bezeichnet, so das Unausprechbare als „unausprechlich“. Der Ausdruck „inexpressibles“ für Hosen findet sich in England bereits 1790, in Deutschland erst Mitte des 19. Jahrhunderts, bei Gerstäder. Gleichzeitig wird seine Bedeutung auch auf das Geschlecht ausgedehnt.

Statt völliger Unterdrückung eines Wortes, durch Punkte, Strich oder Bezeichnungen wie die angeführten, ist schon frühzeitig eine breitere Umschreibung beliebt. 1621 findet sich für „Geschlecht“ der Ausdruck: „Ort, da man die Clittiere pflegt zu applicieren.“ St. Clara sagt (1692): „wo die Berg-Knappen das Schuch-Jell tragen.“

Mit ähnlicher Weitschweifigkeit wird von der Verrichtung der Notdurft geredet. So heißt es 1678: „dasjenige zu verrichten, welches der Römische Keyser in eigener Person, und nicht durch einen Ambassadeur, thun muß.“ Diesen Gedanken zeigt übrigens auch ein russisches Wort, das sich z. B. bei Tolstoi gelegentlich findet. Derselbe Umschreibungen erreichen ihren ursprünglichen und vorgelegten Zweck natürlich nur zur Hälfte: indem sie ein derbes Wort vermeiden. Dagegen machen sie durch ihre Unschädllichkeit die Vorstellung nur um so eindringlicher.

Ähnlich ist es mit jenen Buchstabenpielerereien, bei denen zwar das direkte Wort vermieden wird, während andererseits der Leser, der es erst erraten muß, nun gerade darauf gestoßen wird. Wortwige wie „Gesell ohne G“ (= Efel), „Fliegen ohne F“ (= lägen),

„Reiz ohne F“ (= Räufe) sind schon seit dem 16. Jahrhundert beliebt. Nicht viel jünger ist das umgekehrte Verfahren, z. B. „Uhr mit F“ (= Hure). Kein Geringerer als Luther, dem bei aller Vorliebe für energische Ausdrücke manches doch zu derb war, hat sich des Mittels der Buchstabenumkehrung bedient (z. B. „sra“), um kräftige Wörter weder ganz zu vermeiden, noch direkt zu gebrauchen.

Eine besonders reichhaltige Fundgrube für beschönigende Ausdrücke bieten natürlich die fremden Sprachen. Das Wort „Dame“ bescherte uns Frankreich zu Anfang des 17. Jahrhunderts, in dessen zweiter Hälfte es schon gleichbedeutend mit „Hure“ war. (Es gibt schwerlich ein Wort zur Bezeichnung weiblicher Wesen, das diesen Sinn nicht schon einmal im Laufe der Zeiten gehabt hätte.) Etaner entziffert sich 1719 in seinem „Medizinischen Maaßstaben“ folgendermaßen: „Ja ihr Herren, da ein Wagen ein Wagen, eine Hure eine Hure, und ein Schelm ein Schelm hieß, da war es noch eine gute Zeit, und kunte einer dem andern trauen. Nun aber ein Wagen eine Chaise, eine Hure eine Dame, und ein Schelm ein Politicus heißet, so ist die Nichtigkeit aus der Welt geflohen, und man muß wohl zusehen, was man redet.“

Wichtiger als das Französische ist indessen das Lateinische, dem bereits im 15. Jahrhundert und noch heute zahlreiche Euphemismen entnommen werden. Zu den ältesten Reimwörtern dieser Art, die übrigens meist nicht auf den klassischen, sondern auf den spätlateinischen Sprachgebrauch zurückgehen, gehört das „Secret“ (ursprünglich „locus secretus“) für „Abtritt“. Es ist merkwürdig, daß das Eigenschaftswort allein schon früh in diesem Sinne gebraucht wird, während der „Locus“ erst eine Errungenschaft des 19. Jahrhunderts ist. Das Wort „Secret“ hielt sich lange. Noch Grimmschhausens „Springinsfeld“ (1670) zeigt die Frage: „Kleiner, wo ist das Secret?“

Ein weiteres Gebiet weist den Euphemismen natürlich das sexuelle Gebiet. Die Erotik des 18. Jahrhunderts ist geradezu eine Beispielsammlung der Euphemistik. Daß man hierbei in lächerliche Beziertheit umschlug, ist für die Schlüpfrigkeit durchaus charakteristisch. So wurde schließlich das Wort „nackt“ ganz und gar verbannt: „in naturalibus“ sagten seine Leute — wie übrigens heute noch, wenn nicht gar, zur Erhöhung der angeblich vermiedenen Anschaulichkeit, „in puris naturalibus“ (in reiner Natur).

Eine im 17. Jahrhundert sehr beliebte Gattung von Wortspielereien wird durch Ausdrücke wie „lateinisches Lob“ (Lob lateinisch = laus) vertreten. Sehr drollig, wenn dann der Autor gleichwohl in Klammern beigefügt: „verstande die Räufe“. Wie schnell der Sinn zum Linsen wird, folgte zugleich daraus, daß wir 1705 schon wieder den Ausdruck „lateinische Räufe“ finden, den der betreffende Autor wahrscheinlich selber nicht verstanden und vielleicht als ein Gegenstück zu den „böhmischen Dörfern“ auffaßte.

Auf der Suche nach euphemistischen Wörtern blieb man nicht bei den Buchstaben stehen: auch die Zahlen mußten herhalten. Bekannt ist die „Numero Null“, deren Entstehung in einem Gasthause mit numerischen Zimmern leicht begreiflich ist, zumal wenn wir wissen, daß diese Wendung erst im 19. Jahrhundert auftauchte, das mit der Verbilligung des Verkehrs wohl auch erst die Nummerierung der Hotelzimmer bewirkte.

„Meiner Sig“, als Veteuerung, geht zurück auf „meiner Sech“, das wiederum die abergläubische Verstümmelung von „meiner Seel“ darstellt.

„Numero 7“ ist ein früher häufiger Ausdruck für den Galgen, der ja, wenn er nur aus einem Stamm mit Querdalken besteht, einer Sieben gleicht. (Möglich übrigens, daß der Ausdruck „Nummer Sieben“ als bloß äußere Anlehnung auf die einstige „Nummer Sieben“ zurückzuführen ist.)

Unaußerklärt ist der uralte Name „Achtundzwanziger“ für einen Angeber. Und ebenso sind die noch heute in Freiburg gebräuchlichen Schimpfwörter „Hierziger, Halbachziger, Doppelzwanziger“ nicht mehr zu deuten. (Wie schnell die Zeit derartige Ausdrücke prägt, beweist uns ja der § 175 des Strafgesetzbuches: Der Name „Hundert-fünfundsiebziger“ ist bereits eine ganz geläufige Bezeichnung für Homosexualität.)

Interessant ist die Geschichte der Zahl „Tausend“ für „Teufel“ (z. B. „der Tausend!“). „Vog sieben sakrament“ ist bereits im 16. Jahrhundert beliebt. („Vog“ bedeutet „Gatts“.) Bei den englischen Schauspielern, die im Anfang des 17. Jahrhunderts Deutschland bereisten, ist daraus geworden: „Vog sieben-schlapperment“. Unterdeß beginnt eine Steigerung. Zuerst: „Vogshundert sakrament“ (1621 belegt). 1663 findet sich nur noch: „Vogshundert“. Und nebenher heißt es schon „Vog tausend“. So z. B. 1658: „Vogsd tausend schlapperment“. (Wieder mit komischer Verstümmelung.) „Vog Teufel“ nun gab es schon seit geraumer Zeit. Bereits 1593 findet sich sogar „Vog dieser und jener!“ So ist vermutlich eine Vermischung der beiden Wendungen „Vog Tausend!“ und „Vog Teufel!“ eingetreten, eine Identifizierung des Sinnes, wie sie die Geschichte der Sprachen unahlig oft zeigt.

Das eben erwähnte „dieser und jener“ ist, gleich dem bloßen „jener“, „dieser“, „der“ usw. sehr häufig, und am häufigsten erscheint es auf den Teufel gemünzt. —

Die Zahl der Euphemismen ist Legion. Die fortwährende Rumpierung der Worte regt zu immer neuen Erfindungen und Bedeutungsveränderungen vorhandener Wörter an. Es kämpfen beständig zwei feindliche Prinzipien gegen einander: das der Ver-

feinerung und das der Verrohung. Aber sie jagen sich im Kreise herum: was vor hundert Jahren verpönt war, ist heute wohl- anständig und wird nach abermals hundert Jahren vielleicht wieder roh erscheinen. Mitbestimmend sind dabei natürlich vielerlei kulturelle und selbst wirtschaftliche Faktoren: Daß ein Agrarvölk in sprachlicher Beziehung ganz anders empfindet als ein Industrievölk, ist selbstverständlich. Wir sehen ja die Unterschiede zwischen Stadt- und (unverfälschter) Landsprache bei uns oft genug. Ein beispieldmähiger Faktor ist auch etwa der juristische Begriff der formalen Beleidigung. Um eine solche zu umgehen, wählt jemand unschuldige Ausdrücke. Aus irgendwelchen Gründen bürgern sich diese Ausdrücke zur Bezeichnung eines bestimmten Typus ein, sie werden allmählich Gemeingut, bekommen immer ausschließlichere Bedeutung, bis sie zuletzt gerade das, was sie vermeiden sollten, betreffen: die formale Beleidigung. Gerade die Geschichte der Parteipolitik bietet dafür zahlreiche Beispiele. Ich erinnere nur an das Wort „Streikbrecher“. Kein derber Schimpfname gilt preußischen Richtern für beleidigender. Und freilich mit Recht: ohne es zu wollen, verurteilen diese Richter damit die Sache, deren Ausübung sie schützen wollen.

Dr. Franz

Kleines feuilleton.

Aus dem Tierleben.

Schutzfärbung und Mimikry. Die Erscheinungen der Schutzanpassung durch Ähnlichkeit (Schutzfärbung und Mimikry) sind Schulbeispiele, die uns in den Gedankenkreis des Darwinismus — natürliche Auslese der den Lebensbedingungen am vollkommensten angepaßten Individuen — einführen helfen. So mancher hat wohl im Berliner Naturhistorischen Museum den Blattschmetterling bewundert, dem man es auf den ersten Blick gar nicht ansehen will, warum er seinen Platz unter dem Glas neben anderen Gliederfüßlern gefunden hat, wo er seinem Äußeren gemäß besser in ein Blätterherbarium gehörte.

Wie gesagt, wir erklären uns die Erscheinung solcher vollkommenen Ähnlichkeiten durch die natürliche Auslese, die der allgewaltige Kampf ums Dasein innerhalb einer Anzahl gleicher und dabei doch ein wenig voneinander in ihrem Äußeren abweichender Individuen vollzieht. Im „Biologischen Zentralblatt“ macht nun Doslein darauf aufmerksam, daß man bei der Erklärung der Entstehung der Schutzanpassungen auch die psychischen Vorgänge mit berücksichtigen müsse, die, seiner Meinung nach, die Schutzanpassung für die schutzsuchenden Tiere erst zu einer nützlichen machen.

Doslein stützt sich dabei auf Beobachtungen, die er auf der Insel Martinique an drei Arten der Eidechse Gattung Anolis gemacht hat. Die eine war bräunlich, die andere grün, die dritte hellgrau mit dunkleren Flecken marmoriert. Wenn man sie an dem Orte über- raschte, wo sie gemeinsam nach Insekten jagten, so erfolgte eine plötzliche Flucht, wobei die grüne Form die grünen Rastbüsche aufsuchte, die braune die dicken, die marmorierte die hellen Baumstämme, deren sonnenbeschienene Rinde mit den Blätter Schatten ihrer Färbung vollkommen entsprach. Hier verhielten sie sich ganz ruhig, so daß man den Eindruck hatte, als handelten sie mit dem Bewußtsein, in dieser Umgebung gesichert zu sein.

Aus diesen und ähnlichen Beobachtungen folgt, daß die schützende Ähnlichkeit nur den Tieren von Nutzen sein kann, die die Tätigkeit besitzen, die schützende Umgebung zu unterscheiden. Außerdem müssen sich die Tiere in der schützenden Umgebung ruhig verhalten, soll der verfolgende Feind sie nicht sehen. Das sind schon gewissermaßen psychische Vorgänge. Wir brauchen aber hier nicht etwa Bewußtseinsakte, wie beim Menschen, anzunehmen, sondern es wird sich dabei wohl um Reflexe (oder Instinkte) handeln.

Diesen Voraussetzungen, unter denen allein die Schutzfärbung nützlich sein kann, entspricht es auch, daß wir Schutzfärbung und Mimikry gerade in den Stämmen des Tierreichs finden, wo Sinnesorgane und Instinkte ihre höchste Ausbildung erreicht haben: bei den Gliederfüßlern und Wirbeltieren. Bei den Schmetterlingen z. B. ist das Unterscheidungsvermögen für Farben direkt nachgewiesen. Bei den Schollen, die sich (wie das Chamäleon) entsprechend der Umgebung umfärben, ist durch das Experiment festgestellt worden, daß dabei Sehhorgan und Nervensystem mitbeteiligt sind.

Aus seinen Beobachtungen und Überlegungen zieht Doslein den Schluß, daß für die Entstehung der Schutzanpassung durch Ähnlichkeit die Darwinsche Hypothese der Selektion auf kleinen zufälligen Abänderungen nicht die einzige Erklärungsmöglichkeit ist. Es ist möglich, daß die so überraschend zweckmäßige Naturerscheinung auch dadurch zustande kommt, daß schon vorhandene Formen und Färbungen von den Tieren dank höchstentwickelter Instinkte ausgenutzt werden, wenn die Tiere in eine neue Umgebung versetzt werden, wo ihnen diese zufälligen äußerlichen Vorteile von Nutzen sein können. Hier springt dann aber wieder die Selektion ein, indem sie bewirkt, daß eine Schutzanpassung erhalten, befestigt und vervollkommen wird. Doslein schließt seine interessante Abhandlung mit den Worten: „Das Tier ist mit Hilfe seiner physischen Tätigkeiten selber der Richter, welcher die Art vervollkommenet,“ was wohl besser heißen müßte, daß bei der Arbeit der Selektion neben anderen Momenten immer auch die physischen Fähigkeiten der Individuen und Arten mit in Betracht kommen.